

dtv

*Reihe Hanser*

Einen Freund wie Rainer zu haben ist gut und schlecht. Denn einerseits hört er zu und lacht nicht, wenn man von seinen Ängsten erzählt. Auf der anderen Seite mag ihn aber keiner leiden, die Erwachsenen nicht und auch nicht die anderen Kinder. Sie können und wollen die Freundschaft mit Rainer nicht verstehen und erzwingen eine Entscheidung.

Jutta Richter erzählt sensibel und ausdrucksstark von Ausgrenzung, Einsamkeit und Mut.

*Jutta Richter*, geboren 1955, studierte Theologie und Germanistik und lebt als freie Autorin im Münsterland. Ihr erstes Buch in der *Reihe Hanser* ›Der Hund mit dem gelben Herzen‹ wurde für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert. ›Der Tag, als ich lernte die Spinnen zu zähmen‹ wurde mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis 2001 in der Sparte Kinderbuch ausgezeichnet.

Jutta Richter

Der Tag, als ich lernte  
die Spinnen zu zähmen

dtv

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Jutta Richter in der *Reihe Hanser*:

- ›Der Hund mit dem gelben Herzen‹ ([dtv 62041](#))
- ›Der Tag, als ich lernte die Spinnen zu zählen‹ ([dtv 62119](#))
  - ›Hechtsommer‹ ([dtv 62281](#))
  - ›Hinter dem Bahnhof liegt das Meer‹ ([dtv 62357](#))
  - ›Ich bin hier bloß der Hund‹ ([dtv 62551](#))
  - ›Helden‹ ([dtv 62590](#))



14. Auflage 2017  
2002 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2000 Carl Hanser Verlag München  
Umschlagbild: Dieter Wiesmüller, Hamburg  
Satz: Satz für Satz. Wangen im Allgäu  
Gesetzt aus der Sabon 12,5/15  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62119-9

*Für meine Mutter, von der ich gelernt habe,  
mich zu erinnern.  
Für meinen Vater, der sich Geschichten noch  
immer anders merkt.  
Für Herbert und alle, die glauben, sie könnten  
im Schlaf ihr Leben verlieren.  
Und ganz besonders für Lena,  
die Schatzsucherin.*

Hamburg, den 1. Januar 2000



Er hieß Rainer und wohnte in der Wohnung unter uns.

Wir nannten ihn Furchendackel. So einer war das. Ein Spielverderber. Ein Schlappschwanz. Ein ganz krummer Hund.

Immer anschleichen. Immer rumschnüffeln. Immer mitspielen wollen.

Eben ein Furchendackel.

Und was der für Hände hatte. Ganz rau und borkig waren die, so wie die Krallen eines Wellensittichs. Mit blutig aufgesprungenen Knöcheln und abgebissenen Fingernägeln.

Und er popelte, wo er ging und stand. Und er steckte die Popel in den Mund und fraß sie auf. Es war ihm völlig gleich, ob ihm jemand dabei zusah.

Wir waren vier. Hansi Pfeifer, Martina Thiemann, Michael Franke und ich.

Und wir wohnten alle im Burgweg. Gleich neben dem Viadukt. Wenn da die Züge drüberfahren, klingelten bei uns die Gläser im Küchen-

schränk, und mein Vater sagte, der 16.04 hat heute Verspätung, oder er sagte, das war der 19.26, und er schaute nicht einmal auf die Uhr.

Mein Vater kannte den Fahrplan auswendig.

Hansi Pfeifer hatte ein Fahrplanbuch.

Ein Trampelpfad führte von der Straße bis zur halben Höhe des Bahndamms und dann unter den ersten Bogen des Viadukts. Und da war die abschüssige Plattform, gerade breit genug, um darauf sitzen zu können, den Rücken fest an die kalten feuchten Steine gepresst. Dort saßen wir nachmittags und warteten, dass etwas passierte.

Über uns fuhren die Züge und unter uns die Lastwagen von Onkel Arnolds Bauhof.

Wenn ein Lastwagen kam, warfen wir Schottersteine auf die Ladefläche. Dann bremsten die Fahrer und fluchten und schauten nach. Und wir duckten uns flach gegen die Mauer und hielten den Atem an. Mehr passierte nie.

Martina Thiemann hat ihn zuerst Furchendackel genannt.

»Wisst ihr, wie der läuft! Der läuft wie 'n Dackel«, kicherte sie. »Wie 'n Furchendackel!«

Das stimmte. Er setzte die Füße nach innen und hatte ganz krumme Beine.



»Tatsächlich, wie 'n Furchendackel«, nickte Hansi Pfeifer. »Der soll bloß aufpassen, dass er nicht auf die Schnauze fällt.«

Über uns fuhr der 16.58.

Im Tierheim kläfften die Hunde.

»Die kläffen aus Langeweile«, sagte mein Vater immer. »Das sind Tiere, die kennen kein Heimweh.«

Und ich war lange nicht sicher gewesen, ob ich das glauben wollte.

Plötzlich stand er vor uns. Er stand vor uns und rotzte auf den Boden. In der Hand hielt er einen dicken Schotterstein.

»Komm her, Brillenschlange!«, sagte er zu Hansi Pfeifer. »Woll'n doch mal sehen, wer jetzt auf die Schnauze fliegt!«

Hansi Pfeifer starrte ihn an. Seine Augen hinter den dicken Brillengläsern waren auch sonst das Größte in seinem Gesicht. Jetzt aber, schreckgeweitet, wurden sie noch größer.

Michael Franke wollte aufspringen, aber das ging nicht zwischen Mauerbogen und Straßenschlucht. Und der Furchendackel stand reglos da, kalkweiß im Gesicht, schwarze Wutaugen, die Lippen so fest zusammengepresst, dass sie

nur noch ein schmaler Strich waren ... und dann hob er die Hand mit dem Stein ...

\*

Anfangen hatte damals doch alles ganz anders.

Anfangen hatte es, als der Sommer noch neu war und hellgrün und unendlich.

Anfangen hatte es, als bei uns im Keller die Kellerkatze wohnte.

Sie hatte Glühaugen und war groß wie ein Panther.

Sie saß ganz hinten im Keller auf dem alten Bettgestell neben Papas Bierkasten. Und sie saß da immer.

Die Großen sagten: »Stell dich nicht so an!«, oder sie sagten: »Du mit deiner Fantasie!«

Meine Großmutter meinte, das käme vom vielen Lesen. »Das Kind verdirbt sich noch mal die Augen.«

Und mein Vater lachte und sagte: »Krause Haare, krauser Sinn.«

Aber die Kellerkatze saß auf dem alten Bettgestell und funkelte mich mit ihren Glühaugen an, wenn ich zwei Flaschen Bier holen musste.

Niemand außer mir konnte sie sehen, und doch war sie da.

Und ich fürchtete mich, und ich wollte nie mehr in den Keller gehen, und meine Mutter sagte, ich wäre zu faul, bequem und faul.

»Nicht mal Kartoffeln holen will das Kind. Es ist eine Katastrophe mit ihr.«

»Komm doch mit!«, bettelte ich. »Nur einmal.«

»Also gut«, sagte meine Mutter, »obwohl, da gehe ich schon wieder selbst, und es ist trotzdem deine Aufgabe . . .«

Aber sie kam mit. Sie ging vor mir her, öffnete die Eisentür, hinter der die steile Kellertreppe hinabführte und knipste das Licht an. Die Glühbirne mit dem Drahtgitter drum herum leuchtete nur schwach. Es lagen zu viele tote Fliegen in der Glasschale.

Meine Mutter schob mich nach vorn.

»Also, wo sitzt deine Kellerkatze?«, fragte sie ärgerlich. »Zeig sie mir, und wehe, du hast gelogen . . .«

Ich kniff die Augen zusammen. Ich wollte gar nicht hingucken. Ich merkte, wie meine Hände feucht wurden, und mein Herz klopfte gegen das Summen der Umwälzpumpe.

»Da!«, sagte ich und zeigte auf das alte Bettgestell. »Da sitzt sie immer!«

»Nichts sitzt da!«, sagte meine Mutter. »Absolut nichts!«

Sie machte drei Schritte nach vorn. Die Kellerkatze fauchte.

»Pass auf, Mama!«, wollte ich rufen, aber es kam kein Ton über meine Lippen. Ich war wie gelähmt. Stumm vor Entsetzen.

Die Kellerkatze sträubte das Fell. Sie sah plötzlich doppelt so groß aus. Ein Panther war ein Schoßkätzchen gegen sie. Sie machte einen Buckel. Ihr Schwanz peitschte drohend hin und her.

Meine Mutter stand jetzt genau vor ihr und wollte mit der Hand auf das Bettgestell klopfen. Sie hätte die Kellerkatze geschlagen, wenn es nicht plötzlich »pitsch« gemacht hätte, und dann war es stockfinster.

Ich schrie auf, weil ich fürchtete, die Kellerkatze würde meine Mutter anspringen. Dann wäre alles zu spät gewesen. Nie im Leben hätte ich meiner Mutter helfen können. Ich war ja nur ein Kind.

»Sei still«, sagte Mama und nahm meine Hand. »Sei ganz ruhig, das war nur die Sicherung!«

Und dann führte sie mich langsam die Keller-  
treppe hoch, öffnete die schwere Eisentür, und es  
war wieder hell.

»Du bist wirklich ein kleiner Angsthase«,  
sagte sie und drückte mich. »Es gibt keine Kel-  
lerkatzen und es wird nie welche geben.«

Aber das stimmte nicht.

Es gab Poltergeister. Es gab Nachtgespenster,  
die im Kleiderschrank wohnten. Es gab Hexen  
mit Buckeln und Warzen wie die Witwe Weh-  
bold, die keifend am Gartenzaun stand und mit  
ihrem Stock drohte, wenn ich nachmittags Roll-  
schuhfahren übte.

Es gab sogar den Teufel. Der nannte sich Herr  
Pohling und wohnte im Tilsiter Weg, der hatte  
seltsame Schuhe an, ganz hoch geschnürt, und  
hinkte und seine Hörner versteckte er unter dem  
braunen breitkrepfigen Filzhut.

Ich wusste, was ich wusste, und ich sah, was  
ich sah. Und lieber war ich ein Angsthase, als  
mich von Kellerkatzen fressen zu lassen.

Es wäre alles für immer so geblieben, wenn nicht  
Rainer in unser Haus gezogen wäre.

Rainer war etwas älter als ich und mit doofen  
Weibern hatte er eigentlich nichts am Hut. Ich

hatte Glück, dass ich noch nicht zu den doofen Weibern gehörte. Die waren mindestens ein Jahr älter, kamen immer zu zweit und kicherten.

»Na, Meechen«, sagte Rainer, als ich mit dem Kartoffeltopf durchs Treppenhaus schlich. »Haste Angst?«

Ich schluckte, und Rainer fragte: »Wovor?«

Und da erzählte ich ihm von der Kellerkatze. Er hörte zu und grinste nicht. Er schüttelte nicht mal den Kopf. Er hörte einfach nur zu und nickte dann, so, als ob da, wo er herkam, die Kellerkatzen sogar in den Küchen wohnten.

»Willste sehen?«, fragte ich.

»Na klar«, sagte Rainer. Er zog den Spielzeugcolt mit den Knallblättchen aus dem Hosenbund und ging ein bisschen breitbeinig wie der Sheriff im Western. Das sah etwas bescheuert aus. Aber mir war nur wichtig, er ging vor.

Ich hatte das Gefühl, er könnte mich vor der Kellerkatze beschützen. Und ich wusste, sie saß da und wartete auf uns.

Wir öffneten leise die schwere Eisentür und schlichen mit angehaltenem Atem die Treppenstufen hinunter. Ich blieb dicht hinter Rainer, so dicht, dass ich ihn riechen konnte.

Er roch nach Lehm und Wiese und nach Knall-

plättchen. Ein bisschen sauer und ein bisschen süß, und ich konnte ihm vertrauen.

»Beweg dich nicht!«, flüsterte er. »Da sitzt sie!«

Er zeigte mit dem Spielzeugcolt in Richtung Bettgestell.

»Wahnsinn! So eine große hab ich noch nie gesehen! Das ist die größte Kellerkatze der Welt!«

»Und jetzt?«, fragte ich.

Rainer zeigte auf das Kellerfenster.

»Schleich dich da rüber und mach es auf«, flüsterte er. »Aber lass die Katze nicht aus den Augen!«

Mein Herz tat einen Sprung, fast hätte ich mich nicht getraut, aber dann sah ich ihn an und wollte kein Angsthase sein. Ich schlich vorsichtig auf das Fenster zu und schob langsam den Riegel nach unten. Die Kellerkatze war höchstens einen Meter von mir entfernt.

»Wenn ich losballere, musst du schreien!«, zischte Rainer mir zu. »So laut du kannst!«

Ich hörte, wie er mit einem Klick den Colt entscherte.

»Jetzt!«

Und dann knallte es und ich schrie und ich schrie und es knallte.

Und die Kellerkatze jaulte auf und floh mit hoch aufgerecktem Schwanz Richtung Kellerfenster.

Sie prallte gegen das Gitter, rutschte ab, nahm einen neuen Anlauf und verschwand dann fauchend im Hinterhof.

»Na, bitte!«, sagte Rainer und grinste. »Haste noch Angst, Meechen?«

»Wovor?«, grinste ich zurück.

»Eben«, sagte Rainer. Und ab da waren wir Freunde.

All das war passiert, als ich noch Schatzsucherin war und meine Schätze in einer Zigarrenkiste sammelte. Knippsteine und Abziehbilder, Schneckenhäuser, Taubenfedern und die kleinen hellblau gesprenkelten Vogeleier, die aus den Nestern gefallen waren.

Die Schatzkiste war das Wichtigste, das mir gehörte. Ich hatte sie immer dabei. Und wenn ich traurig wurde, klappte ich einfach den Deckel hoch, nahm einen grünen Knippstein heraus und hielt ihn ins Licht.

Er funkelte wie ein Smaragd und die Welt war wieder geheimnisvoll.

»Du und deine Glasscherbensammlung«, sagte



mein Vater immer. »Du wirst dich noch mal schneiden! Schmeiß den Mist doch endlich weg!«

Mein Vater kannte sich zwar mit Fahrplänen aus, aber sonst verstand er nicht viel.

Für ihn war eine Scherbe eine Scherbe und ein Hund ein Hund. Scherben waren wertlos und gefährlich und Hunde waren Tiere und hatten kein Heimweh.

Abends, wenn die Sonne unterging, sah ich das große Feuer am Himmel und ich wusste, die Engel backten jetzt Weihnachtsplätzchen dort oben in der himmlischen Bäckerei.

Und wenn ich dann ganz still am Fenster stand und dem Feuer zusah, konnte es geschehen, dass meine Eltern mich vergaßen. Dann war ich eine Zeit lang unsichtbar. Und sie redeten von den Dingen, die ich nicht hören sollte.

»Der arme Junge«, sagte meine Mutter. »So ein Kind kann einem eigentlich nur Leid tun. Er verwaorlost, die Mutter kümmert sich nicht . . .«

»Wie sollte sie«, entgegnete mein Vater. »Sie ist doch schon morgens betrunken. Eine Schande ist das. Ich verstehe nicht, wieso diese Leute überhaupt hier einziehen konnten. Schließlich ist das ein ordentliches Haus.«

»Aber das Kind kann doch nichts dafür«, sagte meine Mutter.

»Und ich sage, der Junge gehört ins Heim«, sagte mein Vater. »Wie heißt er überhaupt?«

»Rainer«, antwortete ich und wurde wieder sichtbar. »Und er ist mein Freund.«

»Ab ins Bett!«, befahl meine Mutter. »Und vergiss nicht zu beten!«

Das würde ich bestimmt nicht vergessen, auch wenn ich damals schon nicht mehr genau wusste, wer stärker war: mein Vater oder der liebe Gott.

Schwester Lioba hatte im Kindergarten gesagt, der liebe Gott wäre allmächtig, und das würde bedeuten, einen Stärkeren als den lieben Gott gäbe es nicht.

»Was Gott will, das geschieht.«

Bei uns war das anders. Bei uns geschah immer, was mein Vater wollte.

»Der Hund muss ins Tierheim«, hatte er gesagt. »Wir können den Hund nicht in die neue Wohnung mitnehmen.«

Und ich hatte gebetet: »Lieber Gott, mach, dass Papa Raudi nicht ins Tierheim bringt.« Immer wieder, jeden Abend: »Lieber Gott, mach, dass Papa Raudi nicht ins Tierheim bringt.«

Aber der liebe Gott war nicht stark genug gewesen, meinen Vater umzustimmen.

Der liebe Gott hatte verloren und Raudi saß im Tierheim und heulte vor Heimweh.

»Lieber Gott«, betete ich. »Lieber Gott, mach, dass Papa Rainer nicht ins Heim bringt.«

\*

Am schlimmsten war es immer, wenn ich Hausarrest hatte.

Dann purzelten die Wörter in meinem Kopf herum, wie die Klötzchen von einem zusammenbrechenden Bauklotzturm.

Dann war ich ganz allein und lag in meinem Zimmer auf dem Bett. Mein Vater war im Büro und meine Mutter war »sich aussprechen« bei Tante Ulli.

»Wehe, du gehst raus!«, hatte sie zu mir gesagt. »Du weißt ja, ich werde mich erkundigen!«

Ja, ich wusste, dass sie das tun würde. Sie würde Frau Thiemann fragen oder Frau Pfeifer.

Die Rollläden waren heruntergelassen und durch die Ritzen fielen Sonnenstreifen. Ich sah die tanzenden Staubkörnchen im Licht. Draußen hörte ich die andern:

»Fischer, Fischer, wie tief ist das Wasser?« und »Deutschland erklärt den Krieg gegen Frankreich!«

Das Wasser wurde ohne mich überquert, der Krieg ohne mich verloren. Und am lautesten war Rainers Stimme:

»Ich hab ihn!«, rief er und »Mein Land!«, rief er.

Ich hätte alles getan, um draußen auf der Straße zu sein.

Die Straße gehörte nämlich uns Kindern.

Wir hatten sie heimlich in Abschnitte aufgeteilt.

Vom Fliederbusch bis zu Thiemanns Mauer war der Jägerzaunabschnitt. Der gehörte Hansi Pfeifer, weil hinter dem Jägerzaun das neue Haus von Hansis Eltern stand mit dem großen Rasen davor, den Hansis Vater jeden Sommersamstag mähte.

Von Thiemanns Mauer bis zu Frankes Laterne gehörte die Straße Michael Franke und Martina Thiemann. Die war schon fast neun und gehörte eigentlich zu den doofen Weibern. In der Garage neben dem Haus verkaufte Martinas Vater Jacobs Kaffee und Mettenwürstchen. Es roch immer etwas muffig, wenn wir dort vorbeigin-